

Deutsch und Aendeutsch im vergangenen Jahr

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **18 (1922)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutsch und Undeutsch im vergangenen Jahr.

Sie haben vielleicht gelesen, daß im vorigen Monat gerade 400 Jahre vergangen waren, seitdem das Neue Testament in Luthers Verdeutschung herausgekommen ist. Unsere Schriftsprache ist zwar nicht von einem Manne geschaffen worden, aber alle sachkundigen Leute sagen uns, daß die Herausgabe jener erfolgreichsten aller deutschen Bibelübersetzungen das entscheidende Ereignis für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen sei. Wenn das arme deutsche Volk jetzt nicht unter Nahrungsjorgen, Fremdherrschaft und staatlicher Zerreißung schwer darniederläge, wenn nicht gerade die Kreise, die sonst Träger des geistigen Lebens sind, mit bitterer Not zu kämpfen hätten, so hätte man den Gedenktag sicherlich in weiten Kreisen gefeiert. Bei dem vom Kriege verschonten Stamm der deutschen Schweizer fallen die erwähnten Hindernisse weg. Und doch ist es auch bei uns vollkommen still geblieben, als unsere herrliche Schriftsprache 400 Jahre alt wurde. Und wie ist man sonst darauf bedacht, hundertfünfzigjährige Gedenktage der in den weitesten Kreisen unbekanntesten Ereignisse zu feiern! Dabei hat vielleicht kein deutscher Stamm mehr Grund als wir, die Entstehung einer hochdeutschen Gemeinsprache dankbar zu feiern. Als — sagen wir jetzt nicht mehr: die Lutherbibel, sondern: der Beginn des großen Geisteskampfes in deutschen Landen, eine umfangreiche Literatur und damit eine deutsche Gemeinsprache schuf, da hatte für die Eidgenossenschaft eben die Schicksalsstunde geschlagen. Lange Jahrzehnte allmählicher Entfremdung und der Schwabenkrieg hatten „Stett und lender des großen pundts in Obertütschland“ vom Reiche beinahe ganz losgerissen; andererseits war ein Schutzverhältnis zu den Königen von Frankreich im Entstehen. Wenn jetzt auch das geistige Band riß, das von jeher die Eidgenossen mit Süddeutschland verknüpfte, mit Straßburg, Kolmar, Heidelberg, Frankfurt, mit Augsburg, Nürnberg, Ulm, dann geriet das Volkstum der Schweizer in eine bedenkliche Lage. Auf sich selbst gestellt, nicht mehr gestützt vom Reiche aus, hätte das kleine Land sich dem westlichen Einfluß geöffnet. Das wäre ein Unglück gewesen — ganz abgesehen davon, ob man dem

französischen oder dem deutschen Geistesleben an sich den Vorzug geben will. Das in seinem Geistesleben zwiespältige und rückständige Volk in flämisch Belgien, französisch Flandern, Luxemburg, in Südungarn und anderswo, zeigt uns, welcher Gefahr wir damals entgangen sind. Es ist immer ein Unglück, wenn die gebildeten Schichten eines Volkes anders sprechen als die breite Masse.

Die letztjährige Rundschau über die Sprachverhältnisse in der Welt schloß mit dem Wunsche, aufrechtes Schweizertum im Einstehen für die angefeindete Muttersprache möchte öfter zu finden sein. Es war dabei die Rede von einem tapfern Brief des Berner Chirurgen Lanz in Amsterdam an die „Internationale Gesellschaft für Chirurgie“. Da lassen Sie mich heute fortfahren. Die Vertreter der Augenheilkunde an unsern drei deutschen Hochschulen haben sich ein Verdienst erworben, indem sie die Teilnahme an einer Fachversammlung in Washington ablehnten, weil dabei die deutsche Sprache ausgeschlossen worden war („Züricher Post“ vom 5. Mai 1922). Solche Haltung ist für jeden, der Ehrgefühl hat, selbstverständlich, sie trägt auch zur Völkerverständigung mehr bei als der bedientenhafte Eifer, mit dem in solchen Fällen manche unserer Landsleute zu zeigen pflegen, wie gut (oder wie schlecht) sie französisch und englisch sprechen können. Aber gerade im Ausland versagt der Stolz des Schweizers allzu oft; kennt man zumal die sogenannten Auslandsschweizer, so findet man es schon fast zu viel, daß in den „Basler Nachrichten“ (12. Brachmonat 1922) der Harmonie Suisse von Paris, weil sie ja zu neun Zehnteln aus deutschen Schweizern bestehe, zugemutet wird, sie hätte bei einer in Paris gegebenen Aufführung „auch etwas auf schweizerdeutsch singen dürfen“. Wir müssen schon froh sein, wenn es bei einem Basler Gesangverein dazu langt, daß er in der benachbarten deutschsprachigen Stadt Mülhausen sich mit deutschen Liedern hören läßt. Bei dem Verein „Froh Sinn“ ist es nicht der Fall, wenn man den „Basler Nachrichten“ (vom 7. Brachmonat) glauben darf. Er hat aber die hohe Genugtuung, daß man „die Feinheit seiner französischen Aussprache rühmte“ (in Mülhausen will das nicht gar zu viel sagen!). Wir bringen unsererseits unsere ergebensten Glückwünsche dar, wenn auch nur in der zu Basel, Mülhausen und Zürich üblichen Volks- und Ortsprache. Um uns weiter mit Basel zu beschäftigen: es scheint sich der vornehmen Nachbarschaft, dem verwelschenden Sundgau, mit Eifer anzupassen und zu feinem Sitten überzugehen. Wenigstens

heißt es („Basler Nachrichten“ vom 13. Heumonats), daß die Ecole primaire supérieure in Saint-Louis von Basel aus besucht werde. Basel wird von Burgliber *) aus der europäischen Bildung zugeführt, freuet euch Solbein, Böklin, Wilhelm Wackernagel, Jakob Burckhardt, Peter Merian! Der Kirchenbazar St. Antonius in Basel veranstaltete am 18. Brachmonats einen „romanischen Abend“ (Soirée latine), zu dem alle Latins de Bâle eingeladen wurden („Basler Nachrichten“ vom 12. Brachmonats). Bei diesem Italiener- und Franzosenfest wurde, wie es in der französischen Einladung heißt, auch une pièce de théâtre en dialecte alsacien aufgeführt. Der Genius des alten Latiums wird sich drüber gefreut haben; schade, daß Erasmus das nicht mehr erlebt hat: „Dr Hans im Schnokeloch“ oder „Em Herr Maire fini Dichter“ als Proben Lateinischer Dichtung!

Auch Schaffhausen zivilisiert sich, wenn man darunter die Verleugnung der Eigenart vor ausländischen Säbelraßlern und Haßpolitikern versteht. Als die Franzosen kürzlich dort in den Anlagen einen Denkstein zur Erinnerung an die von den Schaffhausern gepflegten französischen Kriegszopfer errichteten, da wollte auch der Stadtpräsident zeigen, was er kann, und hielt eine französische Rede. Hätte er deutsch gesprochen, so wäre dabei zum Ausdruck gekommen: „Wir Schaffhauser, die wir euch so viel Liebe erzeigt haben, wir sind deutsche Schweizer, es ist doch nicht alles Deutsche gar so schlecht, wie man etwa sagt.“ Die Völkerveröhnung hätte davon Vorteil gehabt. Wenn die Franzosen die Wohltaten der Schaffhauser angenommen und anerkannt haben, so konnte es sie nicht beleidigen, die Muttersprache dieser selben Schaffhauser anzuhören, und für die einfachen Leute aus Schaffhausen wäre dann auch wenigstens eine der Reden zu verstehen gewesen.

Immer wieder muß das Vorurteil bekämpft werden, daß die Kenntniss fremder Sprachen der Gradmesser der Bildung sei. Welcher berechtigte Tadel liegt doch in der Bemerkung eines Mitarbeiters der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ (16. Herbstmonats) über Schulgärten: „So kann der eigenartige Fall eintreten, daß eine „höhere“ Tochter den Namen einer Blume in zwei, ja drei Fremdsprachen kennt, das Gewächs selbst aber noch nie gesehen hat.“ Sehr richtig: nicht nur die Muttersprache kommt bei der Ueberschätzung der frem-

*) Saint-Louis wurde aus Religions- und Königshaß in der Revolution amtlich zu Bourglibre umbenannt, hieß später wieder Saint-Louis, nach 1870 St. Ludwig, jetzt wieder Saint-Louis, im Volksmund noch etwa Burgliber.

den zu kurz — wie schlecht es damit z. B. im Kanton Solothurn stehe, ist dort im Kantonsrat (siehe „Der Morgen“ vom 8. März) zur Sprache gekommen und von der Regierung eingestanden worden, — sondern überhaupt die ganze Bildung. Nicht das ist Bildung, daß man wisse, wie Tessiner, Genfer und Amerikaner die Sonnenblume nennen, sondern daß man Bau, Lebensbedingungen, Herkunft und Nutzen einer solchen Pflanze kennen lerne. In Lugano, Genf und Boston wird die Bildung durchaus so angesehen; nur bei uns fehlt es vielerorts an dieser Erkenntnis.

Noch in anderer Weise stiftet unsre Fremdsucht Schaden. Das lehren einige ernste und erfreuliche französische Aufsätze in dem zweisprachigen „Kaufmännischen Zentralblatt“ (Zürich: Pourquoi n'apprennent-ils pas l'allemand? Quelques remarques à l'adresse des collègues Suisses romands et alémaniques (Nr. vom 1., 8., 15. Herbstmonat, von zwei verschiedenen Verfassern), Apprenons la langue allemande! (Nummer vom 3. Christmonat 1921, wieder von einem andern Verfasser). Da werden die bekannten Schwierigkeiten des Deutschlernens verständlich und eindringlich besprochen. Die Verfasser leugnen nicht, daß auf Seite der Welschen Abneigung, Trägheit, ein gewisser Leichtsinns hemmend wirken; sie machen weiter geltend, Deutsch sei eben nicht so hübsch wie Französisch (gut gesprochen! jeder soll seine Muttersprache am schönsten finden) und schwerer zu lernen, auch bekomme man es dabei mit zweierlei Deutsch, mit Mundart und Schriftsprache zu tun. Dann aber wird darüber geklagt, daß wir deutsche Schweizer dem strebsamen Welschen die Erlernung unsrer Sprache überall erschweren. Die deutschen Schweizer, heißt es da, wollen sich durchaus im Französischen üben, („profiter“ ist der verächtlich gebrauchte Ausdruck für diesen unsern kleinen Verneifer am unrechten Ort) und sind nicht dazu zu bringen, mit einem Welschen deutsch zu sprechen; ferner, sie sind zu faul, um sich des Hochdeutschen zu bedienen, was die Welschen entmutigt; endlich wird gerügt, daß die Kurse des Kaufmännischen Vereins durchaus ungenügend seien und keineswegs auf der Höhe der Veranstaltungen, die auf welschem Boden dem Deutschen dargeboten werden.

Fremdli. Ueberall ist es dieselbe Klage: wir verleugnen unsre Eigenart und pflegen fremdes Wesen. Am schlimmsten steht es damit im Geschäftsleben. Unsre Geschäftswelt bekommt den Schlotter, so oft sie denkt, man merke der deutschen Schweiz ihre deutsche Sprache

und Art an. Die Warenbezeichnung auf der Verpackung ist niemals einfach deutsch. Die Schweden dürfen ihre Säkerhets tändstickor utan svafvel och fosfor in der ganzen Welt mit dieser Aufschrift verkaufen; wir dürfen unsere Schokolade aus Saint-Gall und Berne nur Chocolat, chocolate, cioccolata nennen, beileibe nicht Milchschokolade, mag sie auch echte Bernese Alpine milk enthalten. Zigarren und Tabak erhalten französische, englische, holländische Aufschriften, nur beileibe keine deutschen. Und doch ist das noch nicht das ärgste; diese Päckchen gehen wenigstens zum Teil ins fremdsprachige Ausland, aber die Geschäftshäuser selbst, die in unsern barbarischen Gauen ihren Sitz haben, nehmen nur zu oft fremde Namen an. Da sind schon lange die Grands Magasins Jelmoli, S. A. Zurich; da ist die Société de Tannerie Olten, nur in Klammern Gerberei Olten genannt (Verwaltungsrat fast ganz deutschschweizerisch); da ist der Grill Room des Banques in Zürich, wo eine Zigeunerkapelle Rudi Nyari spielt (ist dieser madjarische Rudi nicht am Ende auch von Jffikon oder Pfiffikon gebürtig?); da empfiehlt sich in Basel die Cidrerie et Société pour l'Exportation des Fruits du Freiamt, Muri, Canton d'Argovie (hat sie nicht auch einen deutschen Namen?) und beschwört uns: Buvez à la table familiale les vins de fruits réputés du Freiamt — weshalb nicht des Baillages libres? Da lobe ich mir denn doch die Compagnie du Chemin de fer de Paris à Orléans, die, wenn sie zu 6% Geld von uns will, ein vierseitiges, ganz deutsches Werbeblatt vertreibt, aus dem wir u. a. ersehen, daß man in „Freiburg“ und in „Genf“, hier z. B. bei der „Bank von Elsaß und Lothringen“ seine guten Schweizerfranken los werden kann. Unser alter Bekannter, der in Bâle eine Librairie ancienne hält, weiß im Elsaß besser Bescheid als jene Genfer Bankherren und Pariser Eisenbahnleute. Er kündigt in seinem Katalog zwei in Straßburg erschienene deutsche Werke von 1761 und 1775 über die Stadt Straßburg unter dem Stichwort Strasbourg an, ein Fortschritt über das achtzehnte Jahrhundert hinaus, der gewiß der Ecole primaire supérieure de Saint-Louis zu verdanken ist. Die Welt wird eben jeden Tag gebildeter.

Erwähnen wir noch eine Zusammenstellung aus dem Bericht der Landesbibliothek (1921) über die in der Schweiz erschienenen Bücher. Seit 1918 ist die Zahl der erschienenen Veröffentlichungen von 1764 auf 1332 zurückgegangen. Dabei war der deutsche Anteil von 1127 (1918) auf 1982 (1920) gestiegen, fiel aber 1921 auf 892. Französisch

ging stetig zurück, von 528 auf 344, Italienisch nahm verhältnismäßig stark zu 29 — 17 — 29 — 37 und noch mehr Rätisch 6 — 11 — 10 — 14. Der Berichterstatter hebt diese Zunahme hervor; die Abnahme des Deutschen wird nicht verminderte geistige Zeugungskraft bedeuten, sondern mit den Geldverhältnissen zusammenhängen: unsre Verleger können in Deutschland jetzt nichts verkaufen, und deshalb müssen wir unsre Verleger mehr als je im Ausland suchen, wenn wir ein Buch erscheinen lassen wollen.

Und nun das Ausland. Da gibt es fast überall von Beeinträchtigungen der deutschen Sprache zu berichten. Wir wollen darüber nicht bloß klagen; die erfreulichen Gegenwirkungen bleiben nicht aus: überall in den unterdrückten deutschen Grenzgebieten wehrt man sich für die deutsche Sprache und Art; man wird hart und stolz. Nachgiebigkeit und Verleugnung findet man fast nur da, wo die deutsche Sprache das Uebergewicht hat: in der Schweizerischen Eidgenossenschaft, wie wir gesehen haben, im Deutschen Reich, wo man sich von der deutschen Handelskammer aus Zürich muß mahnen lassen, Geschäftsbriefe, Frachtbriefe, Reklamesendungen nach der Schweiz nicht in französischer Sprache abzufassen („Saarbrücker Zeitung“ vom 1. März), auch in Wien, wo man einen Rieseneifer entfaltet, italienisch zu lernen, jetzt, nachdem Oesterreich endlich ein rein deutsches Land geworden ist (Avanti vom 30. Herbstmonat).

Im benachbarten Elsaß gehn die Dinge ihren notwendigen Weg: das vereinheitlichte Frankreich tut was es nicht lassen könnte, selbst wenn es wollte. Im „Temps“ (7. und 10. Christmonat 1921) nennt Edmund Delage offen das Ziel: „Solange nicht das ganze Volk, vom einfachen Knecht bis zu den reichsten Großgewerkern und den Geistlichen durchtränkt ist von französischer Bildung, solange nicht alle französisch sprechen und denken, wird unsre Arbeit unvollendet sein. Bis in einer oder zwei Generationen wird wohl kein Unterschied mehr sein unserer befreiten Provinz und dem Rest des Landes, wie zwischen Provence, Poitou und Ile de France. Das eine und unteilbare Frankreich wird wieder erstanden sein“ So muß ein echter Franzose denken. Welche Verheißung aber für die Zukunft, wenn derselbe Herr Delage von „unvorsichtigen Versprechungen“ redet, die der Bevölkerung in der ersten Begeisterung beim Einzug gemacht worden seien! („Mülhauser Volksblatt“ vom 14. Christmonat 1921). In der „Schaffhauser Zeitung“ (vom 26. Heu-
monat) schreibt ein „urchiger“ Elsässer: „Frankreich ist gegen alles

Deutsche, somit gerade gegen die Landessprache seiner neueroberten Provinz intoleranter als jedes andere Volk," und erinnert daran, wie es vor hundert Jahren war: König Karl der Zehnte hielt in Kolmar eine deutsche Rede. Ueber den Erfolg der heutigen französischen Politik liest man verschiedene Urteile. Die Franzosen sind pflichtgemäß noch immer begeistert; Herr Wetterlé schreibt, die Elsässer lernten heute genau so gut und so leicht französisch wie früher deutsch (Dépêche de Strasbourg 16. Heumonat); das glaubt er natürlich selbst nicht. Die Straßburger „République“ (12. August) nennt jedenfalls ganz respektwidrig die elsässische Schule die Durchfallsschule und erzählt, wie bei den Reifeprüfungen die elsässischen Schüler schlechte Noten im Deutschen bekommen, weil sie für die Uebersetzung eines deutschen Stückes ins Französische nicht gut genug französisch können! Im evangelischen Oberkonsistorium wird bitter Klage geführt, der Fortschritt im Französischen eine façade genannt, hinter der nichts sei. — „Kirche und Schule werden vernichtet, wenn kein Deutsch gelehrt wird“, sagt einer der Herren, und ein anderer: „Man rüttelt am Lebensinteresse der Kirche. Sie ist eine Kirche des Wortes. Die Religion wird weiter gegeben durch Katechismus, Predigt und Lied“ („Mülhauser Volksblatt“, 21. Christmonat). Die katholische Geistlichkeit ist übrigens derselben Ansicht und kämpft den Kampf mit. Man setzt sich heute, wenn auch erfolglos, kräftiger zur Wehr als vor drei Jahren. In seiner „République“ spricht es unter der Ueberschrift „Zwinguri“ Camill Dahlet verb aus, es zeuge von hysterischer Verblendung, wenn man heute über die Tatsache Worte verlieren müsse, daß die Muttersprache der Elsässer deutsch sei. Hübsch ist, was dasselbe Blatt am 24. Heumonat berichtet, daß nämlich beim letzten Katholikentag in Lothringen die Kammerabgeordneten deutsch sprachen, zum Teil mühsam hochdeutsch, andere sich entschuldigten, daß sie es so schlecht könnten; selbst die echten Franzosen gaben sich einen Ruck und versuchten es. Und noch erfreulicher: La Revue d'Alsace-Lorraine (Paris, Aprilnummer) bittet in auffallend sanftmütigem Tone die Elsässer Abgeordneten, doch in den Wandelgängen des Palais Bourbon nicht laut „in einer andern Sprache als Französisch zu sprechen“. Songez à ce que seraient les couloirs du Palais-Bourbon si, demain, les députés picards, provençaux, bretons, auvergnats se mettaient à converser à la mode du „pays“! ruft der tieferschütterte Franzose. Kurz, das deutsche Elsaß ist noch nicht tot.

Unterdrückt wird aber mit ihm ganz Westdeutschlands Deutschtum. Freilich „mit dem Buch, nicht mit dem Schwert“ behaupten die Franzosen (Le Républicain von Orleans, 29. März); aber bloß mit Büchern und Regenschirmen gehen doch die marokkanischen Soldaten nicht am Rheinufer spazieren. Auch kosten die Bücher Geld. Im Saargebiet wehrt sich die Lehrerschaft, wehrt sich die Stadtverordnetenversammlung gegen die Aufzwingung des französischen Unterrichtes, den die Fremdherrschaft anordnet und die widerwillige Bevölkerung bezahlen muß.

In Osteuropa steht es noch schlimmer, denn die dortigen neuen Staaten kennen noch weniger sittliche Hemmungen als die alten des Westens. Die Tschechen führten sich vor einigen Jahren als die Schweizer des Ostens bei uns ein. Heute lassen sie den Schleier fallen. Camill Dusek, vormals tschechischer Gesandter in der Schweiz, empfiehlt in der „Prager Presse“, das Vorbild der Schweiz, als für Böhmen unbrauchbar, aufzugeben und das belgische anzunehmen („Neue Zürcher Zeitung“ vom 4. Jänner). Die Minderheiten in den Sudeten- und Karpathenländern wären allerdings froh, wenn sie es so gut hätten wie die Flamen Belgiens, von schweizerischer Freiheit haben sie ohnehin nie etwas gesehen. Die Schweiz paßt den jetzigen Herren Europas nicht. Auf die wohlwollenden und schönen Reden Mottas in der Völkerbundsversammlung über Minderheitenschutz erwiderte ein Vertreter Frankreichs, Hanotaux, der Völkerbund dürfe nicht etwa „eine Arbeit leisten, die die Regierungen in ihren Bestrebungen hindern könnte, sich die Minderheiten zu assimilieren“ („Zürcher Post“ vom 22. Herbstmonat). Damit ist der Minderheitenschutz einfach abgelehnt, denn er hat gar keinen andern Zweck und Sinn als den Schutz der Minderheiten eben vor den „Assimilationsbestrebungen“ der Regierungen. Wir fürchten, der Völkerbund werde hier ohnmächtig sein; hier wie in allem lassen sich die Regierungen nicht von ihm dreinreden.

In Südslawien geht es der deutschen Sprache ziemlich gut auf dem vormals ungarischen Gebiete, wo die neue Regierung die Deutschen von der Liebe zum frühern Vaterlande heilen will, und schlecht, sehr schlecht, auf dem früher österreichischen Gebiete, wo der Haß der Slowenen gegen das deutsche Oesterreich Staatsgrundsatz ist. Bei den Rumänen, d. h. in Südungarn und Siebenbürgen, genießt die deutsche Sprache bedeutende Freiheiten, und die deutsche Minderheit

hat sich kraftvoll betätigt. Aber auch hier geht schon das Gespenst des Einheitsstaates um und macht den Minderheiten Sorgen.

In Südtirol spitzen sich die Dinge eben jetzt zu. Obgleich die Regierung den Forderungen der vaterländischen Schreier Schritt für Schritt nachgab, ging es den sogenannten Fasziisten nicht schnell genug mit der Erdrosselung der deutschen Schule und Ortsverwaltung. Die Heze der Presse hat nicht einen Tag aufgehört, und aus den Zeitungen wissen Sie, daß die sogenannten Schwarzhemden Bozen besetzt, den Gemeinderat abgesetzt, die deutschen Schüler und Lehrer vertrieben haben, — alles trotz den anwesenden italienischen Regierungstruppen. Und seither ist ja die Macht ganz in die Hände der Nationalisten übergegangen. Die deutschen Südtiroler werden es übel bekommen in der Zukunft.

In Deutschland geht die Bewegung gegen die Erlernung des Französischen langsam weiter. Und zwar macht sich neben dem Englischen das Spanische als Nebenbuhler bemerkbar. Hundert Tübinger Hochschullehrer und 1200 Studenten haben eine Eingabe zugunsten des Englischen an Stelle des Französischen gemacht („Die Propyläen“, München, 10. März). In Bremen hat man seit Ostern an zwei höhern Schulen das Französische durch das Spanische ersetzt („Kölnische Zeitung“ vom 20. Jänner). Selbst der besonnene und angesehene Romanist Voßler in München, der Verfasser des viel beachteten Werkes „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachgeschichte“, hat (nach der Azione, Rom, 6. Herbstmonat) Spanisch empfohlen. Ein Mitglied unseres Vereins hat diesen Sommer in Prag zwei tschechische Offiziere sich mit einem französischen General auf deutsch unterhalten hören, redete, um sich der Lage zu vergewissern, den Franzosen an und bekam von ihm auch deutsche Antwort. So, wenn die Todfeinde des Deutschen unter sich sind. Ein Slowene ruft in der Zeitung „Slovenec“ (Laibach) seinen Volksgenossen in Erinnerung, daß es die deutsche Schulung ist, die ihnen im südslawischen Staate über Kroaten und Serben die geistige Ueberlegenheit sichert, und rät zur Erhaltung der deutschen Bildung („Bohemia“ vom 22. Jänner). Eine gewisse Weltstellung hat das Deutsche auch heute noch. Der Zürcher Pfarrer Adolf Keller berichtet („Kirchenblatt für die reformierte Schweiz“, 5. Weinmonat) von einer sehr großen Versammlung von Kirchenmännern, der er in Kopenhagen beigewohnt hat: „Nebenbei gesagt, war es bedeutsam, daß die Uebersetzung der Reden ins Deutsche nicht von den Deutschen gefordert

wurde, sondern durchwegs von diesen orientalischen Vertretern (d. h. Bischöfen der Griechen, Serben, Bulgaren, Rumänen), von denen eine Reihe in Deutschland studiert hatten. Ich erinnerte mich dabei lebhaft an den Erzbischof vom Sinai, mit dem ich seinerzeit (d. h. vor dem Kriege) auch eine deutsche Unterhaltung führte. Die Forderung der Uebersetzung sowohl ins Deutsche als auch ins Französische ist übrigens eine berechtigte Reaktion gegen das Uebergewicht des Englischen, dem die Sprachenkenntnis seiner Vertreter mehr und mehr zum Sieg als Weltsprache verhilft." (Von mir unterstrichen.)

Damit sei diese notwendig unvollständige Uebersicht für dieses Jahr geschlossen.

Eduard Blocher.